

Erinnern für die Zukunft – was heißt das in diesem denkwürdigen Jahr, in dem man in Wismar einerseits der Sprengung dieser Kirche vor 50 Jahren gedenkt? In dem man aber auch die weit über die Stadt hinaus beachtete Vollendung des Wiederaufbaus der St.Georgenkirche als „das Wunder von Wismar“ verkünden konnte - nach 15 Jahren Bauzeit! Zu Recht ist Wismar und sind viele, die daran wie an einem Stück Lebenswerk mitgewirkt haben, stolz auf das Erreichte.

Jetzt weiß man auch in unserer Generation, wie viel Mühe es kostet, eine Kirche wiederaufzubauen. Wie schnell es geht, eine Kirche zu zerstören, das wussten wir schon – teils noch aus eigenem Erleben oder wir haben es, wenn wir jünger sind, von unseren Eltern erzählt bekommen.

Da stehen wir nun: Hier der Turm und der ummauerte Grundriss der gesprengten Marienkirche – eine durchaus schmerzende und vermutlich vorerst noch bleibende Wunde. Und da die Wiedergewinnung einer besonderen Kirche und eines bedeutenden Stücks der historischen Altstadt.

Allein diese beiden kontrastierenden Daten zeigen, wie viel sich verändert hat seit August 1960. Landauf landab wird leidenschaftlich gerungen um das Für und Wider dieser oder jener Rekonstruktion eines historisch wertvollen Gebäudes. Bis in die Leserbriefseite der Zeitung hinein diskutiert man die durchaus zentrale Frage des Altars von St.Georgen und seines Standortes. Und manche heute fragen bereits, was mit St. Marien wird. All das zeigt Veränderung an – zum einen gesellschaftlich, denn ohne den Herbst 89 und die Wiedervereinigung 1990 wäre das alles unmöglich.

Veränderungen haben aber auch in den Herzen von Menschen und in der gesellschaftlichen Haltung zu diesen Schätzen unseres kulturellen und geistigen Erbes stattgefunden. Und die Flaggschiffe dieses Wandels sind bemerkenswerter Weise nicht in erster Linie die Bauwerke profaner Baukunst – wenn wir etwa an das Potsdamer oder Berliner Stadtschloss denken – sondern das sind vor allem die sakralen Bauten, wie etwa die Dresdner Frauenkirche, die Wismarer Georgenkirche oder auch die Garnisonkirche in Potsdam. Und nicht etwa die allein. In vielen kleinen Dörfern, die von Landflucht und Überalterung bedroht sind, finden die Dorfbewohner bei der Rettung ihrer

kleinen Dorfkirche zusammen und finden wieder zu so etwas wie einer gemeinsamen Identität als Dorfgemeinschaft.

Worum geht es dabei – ich meine in der Tiefe? Und wie lässt es sich inmitten unserer doch so zweckrational orientierten Zeit erklären, dass sich Vereine, Stiftungen, Bürgerinnen und Bürger in so großer Zahl für die Wiedergewinnung zerstörter oder wenigstens den Erhalt von teilzerstörten Kirchen engagieren?

–Am besten kann ich darüber natürlich mit Blick auf meine Heimatstadt Dresden berichten, in der ich die Ehre hatte, den Wiederaufbau der Frauenkirche hautnah zu erleben und mitzugestalten.

Auch da musste ich mich oft fragen –wie ist es eigentlich zu erklären, dass der Wiederaufbau einer barocken Kirche so viele Menschen (weit über die Christen der Stadt hinaus) ganz offensichtlich aufs Tiefste berührt? Wie ist es zu erklären, dass Jahr für Jahr zur weihnachtlichen Vesper vor der Baustelle mehr als 10.000 Menschen bei Wind und Kälte zusammenkamen – nur um ihr Weihnachtsfest an diesem Ort zu eröffnen und die Weihnachtsbotschaft zu hören? Wie ist es erklärlich, dass insgesamt rund 160.000 Menschen an jenen drei Tagen dabei waren als wir 2003 die neuen Glocken zuerst in einer Prozession durch die Stadt gefahren, dann einen Tag lang ausgestellt und schließlich in einem großen Open-Air-Gottesdienst geweiht haben? Wie ist es erklärlich, dass über 100.000 beim ersten Läuten dieser Glocken auf den Straßen und Plätzen rund um den Neumarkt dabei waren – und dass die frühere SED-Zeitung des Bezirkes eine Sondernummer brachte, in der sie unter anderem die biblischen Motive und Inschriften auf diesen Glocken erläuterte. Mit ähnlichen Beispielen könnte ich noch lange fortfahren, was mich aber interessiert, ist die Frage: Was passiert da eigentlich?

Ein paar Antworten will ich versuchen.

Eine Antwort finden wir, wenn wir uns die Situation ab 1945 vor Augen halten. Normalerweise baut eine Generation 3-5 Prozent in ihrer Stadt. Unsere Väter-Generation hatte nach den Kriegszerstörungen bis zu 60 Prozent der Städte zu bauen. Und das geschah in Zeiten, in denen man nicht unbedingt nach hinten schauen wollte. Man hoffte vielmehr, die Traumata des Krieges und der Schuld gewissermaßen mit einem Sprung nach vorn in die Moderne loswerden zu

können. Im Westen die Zeit des Wirtschaftswunders, im Osten die Idee des sozialistischen Aufbaus. Bei allen Unterschieden: beide Teile Deutschlands waren verbunden durch Machbarkeits- und Fortschrittsglauben, in beiden Teilen Deutschland war die Neigung zum Rückblick, zur Erinnerungskultur – wie wir heute sagen – nicht besonders ausgeprägt. Einen wichtigen Unterschied machte neben der ökonomischen Situation der DDR die kirchenfeindliche Haltung ihrer Herrschenden.

Klar ist, dass es nach der deutschen Wiedervereinigung städtebaulichen Nachholbedarf gab und noch gibt. Und viele ostdeutsche Altstädte hätten nicht noch einmal zehn oder zwanzig Jahre warten können. Wer heute durch Wismar, aber auch durch Stralsund, Meißen, Görlitz oder Quedlinburg geht, kann das nur mit Dankbarkeit besichtigen. Aber zugleich scheint es, als klammerten sich die Menschen geradezu an jedes Stück historischer Bausubstanz und gehen sogar so weit, historische Bauwerke wiedererrichten zu wollen, von denen es kaum noch erhaltene Substanz gibt. Denkmalpflegerisch eigentlich eine Unmöglichkeit, denn Denkmalpflege heißt seit ihrem Begründer, dem alten Georg Dehio: Konservieren und nicht rekonstruieren! Und dennoch hoffen trotz Sparbeschluss der Bundesregierung viele darauf, dass das Berliner Stadtschloss doch noch eines Tages wieder aufgebaut werden wird. Für mich ist dieses Phänomen teilweise erklärbar als eine Suchbewegung. Es ist ein bisschen so wie bei einem Menschen, der sein bisheriges Leben hinter sich gelassen hat und noch nicht so ganz genau weiß, was er eigentlich jetzt machen möchte und der sich daraufhin seine alten Photoalben von früher anschaut. Es geht offenbar um so etwas wie eine Suche nach Identität. Die Anknüpfung an die historischen Leitbauten unserer Städte korrespondiert mit der Frage, woran wir überhaupt anknüpfen können nach Nazizeit und Sozialismus als ein in Frieden und Freiheit wiedervereinigtes Land. Die Sehnsucht nach den historischen Altstädten konnte man nach 1990 dann auch auf dem Buchmarkt mit verfolgen als Bildbände „vom alten Dresden“, „vom alten Berlin“ usw. Konjunktur hatten.

Aber ist das nicht alles hoffnungslose Nostalgie, wie das Feuilleton großer deutscher Zeitungen schon einige Male gemutmaßt hat? Nun, ich halte es jedenfalls nicht für falsch, wenn Menschen nach einem Jahrhundert der

Zerstörung und inmitten einer immer noch aus vielen Wunden blutenden Erde eine Sehnsucht nach Heilung spüren – wenigstens bei den Wunden, die man mit Baukunst kann. Bei der Dresdner Frauenkirche hatten wir gesagt: es ist besser, Wunden zu heilen als Wunden offen zu halten. Und ich halte es ebenso nicht für falsch, dass die Menschen nach dem Zusammenbruch des Sozialismus und nachdem wir auch bereits besichtigen konnten, in welche Krisen ein entfesselter Markt uns führen kann, dass also in solch einer Situation die Menschen jenen altherwürdigen Gebäuden etwas abgewinnen können, die beispielsweise hier in Wismar wie Felsen aufragen und schon ganz andere Stürme erlebt haben und sich über unsere kurzfristigen Moden offensichtlich erhaben zeigen.

Damit die Erhaltung und Wiedergewinnung der alten Kirchen jedoch mehr ist als bloße Nostalgie braucht es jedoch noch etwas mehr. Es reicht auch nicht aus, die durchaus wichtige Erwägung im Blick zu haben, ein paar mehr Touristen in die Stadt zu ziehen.

Die Durchdringung dessen, womit wir es da zu tun haben, muss tiefer gehen. Denn es geht auch um Glaubwürdigkeit.

Und in der Tat ist es ja möglich, sich einmal zu fragen, ob nicht Orte wie die Marienkirche aber auch die Georgenkirche so etwas sein müssten wie Lernorte.

Lernorte zum Beispiel für die Frage, wer wir eigentlich sind. Oder was – angesichts des Schicksals dieser beiden Kirchen in der Nazizeit und im Sozialismus – so fundamentale Werte wie etwa die Menschenwürde oder demokratische Tugenden vor Entleerung schützen und auch für die kommenden Generationen verstehbar machen kann.

Woraus speist sich denn die Orientierung des Menschen und woraus speist sich denn die Basis eines gesellschaftlichen Gemeinwesens, wenn nicht aus den Traditionen und Überlieferungen, die bisher die Geschichte deuteten? Tradition das ist eine Form des Umgangs mit einem kollektiven Gedächtnis. Eine Art Gefäß, aus dem jeder Mensch schöpft, wenn er sich in seiner Umwelt verständlich machen will. Aber auch, um selber zu verstehen, um urteilsfähig zu werden und dadurch frei zu sein.

Wenn dieses Gefäß zerbricht, wenn es aus Unkenntnis oder Mutwillen vernachlässigt wird, dann bedeutet das immer auch ein gehöriges Maß an Identitätsverlust.

Ist nicht die Marienkirche oder ist nicht die Georgenkirche, genauso wie die Kirche in jedem Dorf und jeder Stadt ein solcher Ort kollektiven Gedächtnisses? In den ländlichen Gemeinden liegen um die Kirche herum die Gräber der Toten. In den Kirchen sind Gedächtnistafeln und Epitaphe. Als Touristen steuern wir in fremden Städten neben den Museen zuerst die Kirchen an, denn hier ist das geschichtliche und kulturelle Gedächtnis, hier ist die Geschichte und sind die Geschichten der Bewohner, hier sind nicht selten ihre Katastrophen wie ihre Hoffnungen und Sehnsüchte, ihr Glaube in den Stein gefasst, zu Architektur geworden, zu einer Geschichte, die nicht mehr stumm ist, sondern aus der Kunst, aus den Gebeten, aus der Musik zu uns spricht.

Wir beklagen manchmal die Schnelllebigkeit der Zeit. Und doch können wir überall wahrnehmen, wie Erinnerungskultur Zulauf hat und Interesse findet. Und interessanter Weise stehen im Mittelpunkt dessen, was wir heute Erinnerungskultur nennen, meist wieder die Kirchen. Und wo die es nicht mehr tun, wird etwas erfunden oder geschaffen. Dann werden Museumsevents ins Leben gerufen und man fordert noch eine und noch eine Gedenkstätte, um die dann zuweilen heftig gerungen wird. Im Buchhandel sind auf den Bestsellerlisten Biographien oft ganz oben. Eine Gesellschaft braucht gemeinsame Erinnerungen, Erzählungen über die Erblasten und die Schuld, genauso wie Erinnerungen an Glück und Gelingen.

Die unerschöpfliche und unsere Kultur immer noch überaus prägende Quelle ist die jüdisch – christliche Überlieferung. Von ihr sagt der katholische Theologe Johann Baptist Metz: Sie ermöglicht über **die Bindung der Vernunft an die Erinnerung** die Bearbeitung der großen ethischen Herausforderungen, die mit der Modernisierung verbunden sind. An den Grenzen der Moderne, schreibt er, müsse es Institutionen geben, die sich von Erinnerungen in Anspruch nehmen lassen, in denen Leid, Unrecht und Ungerechtigkeit zur Sprache kommen und produktiv bewältigt werden können.

Dabei geht es keineswegs nur um Schuld und deren Bewältigung, sondern es geht auch um Erzählungen, um Bilder und Verheißungen vom Gelingen des Lebens. Sie stiften Zusammenhalt und geben Orientierung. Und danach gibt es – wenn mich nicht alles täuscht – heute eine große und noch immer zunehmende Sehnsucht.

Wohl auch deshalb hat der Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche so viele Menschen anziehen können. Weil hier eine Wunde geheilt wurde – aber nicht so als wäre nie etwas geschehen – sondern so, dass die Narben sichtbar blieben. Bewusst hat man die alten gedunkelten Sandsteine teilweise hart an die hellen neuen stoßen lassen. Bewusst wurden die Maßdifferenzen in den Anschlussbereichen zwischen alten Großbauteilen und neuen Bauteilen belassen. Und selbst im heute wieder prachtvollen Innenraum entdeckt man im Altarbild die Verwundungen – passend übrigens zur dort dargestellten Szene aus der Passion, die Jesus in seiner einsamsten Stunde verlassen von schlafenden Jüngern und kurz vor der Gefangennahme zeigt. Doch man kann das nicht nur bei Führungen oder Vorträgen erfahren. Man kann am alten, bei der Zerstörung aus über 90 Metern herabgestürzten und schwer gezeichneten Turmkreuz Kerzen anzünden und man erlebt es bei täglich mehrmals stattfindenden Andachten. Jeden Mittag um 12 und jeden Abend um 18 Uhr gibt es seit dem Tag der Weihe eine kurze Andacht und Orgelmusik, Psalm und Segen. Und wenn ich dann in der mit Touristen gefüllten Kirche ans Pult getreten bin, habe ich die Menschen z.B. zum Mittagsgebet eingeladen und gesagt, dass es in wenigen Augenblicken durch das Mittagsgeläut der größten Glocke – der Friedensglocke – eröffnet wird. Und dass sie den Namen des Propheten Jesaja trägt und die Inschrift: sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen. Gönnen sie sich doch einen Moment der Stille und wenn sie möchten, dann schauen sie mal, ob sie nicht einen Gedanken des Friedens finden. Und dann hätten sie in der mit 1.000 eben noch recht geräuschvollen Touristen gefüllten Kirche eine Stecknadel fallen hören können.

Auch jede ihrer Kirchen hier in ihrer Stadt erzählt eine besondere Geschichte. Und wir können diesen Orten nur gerecht werden, wenn wir diese Orte und ihre Geschichte verstehen und lebendig halten. Die Ausstellung über die

Backsteingotik im Turm von St. Marien ist hervorragend gemacht und informativ. Aber das allein kann es doch nicht sein!?

Kirchen als Lern- und Lebensorte, nicht nur als Museen oder Mehrzweckräume. Eine Kirche ist tot, wenn es nicht einen Geist gibt, der sie füllt. Ausschlusskataloge, die – wie habe ich gelesen? – Dessous-Modenschauen untersagen, stiften noch keinen Sinn.

Die Mauern der Georgenkirche wie die der Marienkirche waren einmal „durchbetete Mauern“. In diesen Mauern hatte das Leben Lieder und Texte, die es deuteten, Formen, in denen Mühe und Lust des Lebens einen Ausdruck fanden. Hier wurden Worte der Orientierung und des Trostes gesprochen. Wie soll das Versprechen eingelöst werden, das im Wiederaufbau einer Kirche liegt, wenn die Menschen hier nicht Worte sprechen und Gesten vollziehen können, in denen eben solche Sinnstiftung und Deutung des Lebens geschieht?

Noch einmal zu dem Ausschlusskatalog, den es für Georgen da wohl gibt. Ich möchte das einmal in einen größeren Zusammenhang stellen. Denn so geht es uns in unserer Gesellschaft ja auch. Wir fragen immer wieder, ob und wenn ja, wo wir eine Grenze ziehen müssen – etwa wenn es um viel wichtigere Fragen geht, die z.B. mit der Menschenwürde, zum Beispiel mit der Würde des kranken und zu Ende gehenden Lebens zu tun haben. Und wir versuchen es immer wieder, indem wir Ausschlusskriterien formulieren. Das geht noch und das geht nicht mehr. Viel schwerer fällt es uns jedoch, positiv etwas auszusagen, was denn Menschenwürde positiv meint.

Um aber der Manipulation oder der politischen Vereinnahmung zu wehren, um zu verstehen, was Menschenwürde, Gerechtigkeit oder Solidarität respektive Nächstenliebe bedeuten und um diese Begriffe vor Entleerung zu schützen, dazu müssen wir die alten Geschichten kennen, aus denen das Verständnis dafür überhaupt erst erwachsen ist. Frühere Menschen haben diese Quellen auch dadurch kennengelernt, dass sie sie in den Bildern der Altäre vor sich hatten. Angesichts eines geradezu überbordenden Relativismus werden immer wieder gern die Werte beschworen. Doch welche Plausibilität und welche Nachhaltigkeit sollen diese ethischen Werte haben, wenn wir die Quellen beiseite schieben oder vergessen, aus denen sie sich begründen?

Gerade eine pluralistische Gesellschaft braucht einen fundamentalen Konsens, ohne den sie nicht lebensfähig ist. Doch diesen Konsens stellt offensichtlich nicht der MARKT selber her.

Ich glaube, dass auch das Phänomen Frauenkirche sich mindestens zu einem Teil so erklären lässt. Es ist der Beweis, dass eine Stadt, ein Land Orte des Gedächtnisses brauchen. Orte der Erinnerung, Orte der Einkehr, der Ungleichzeitigkeit, vielleicht auch nur Orte des langen Atems, die uns dann und wann über uns selbst hinausweisen.

Natürlich hat die Faszination unserer Großkirchen viel mit Städtebau und mit Architektur zu tun. Aber könnte es nicht sein, dass diese ganze Faszination auch damit zu tun hat, dass da eben kein Bankenhochhaus die Stadtansicht bekrönt, also bei allem Bürgerstolz kein Monument der Selbstdarstellung, sondern ein Turm, der nun dezidiert über uns hinaus in die Höhe weist? Oder in Dresden bei der Frauenkirche eine Kuppel in welcher Glaube, Liebe, Hoffnung und Barmherzigkeit abgebildet sind? Gerade in unserer durchökonomisierten Zeit, bei all der Dominanz eines durch und durch zweck-rationalen Denkens, gibt es in den Menschen ein Gespür, dass Leben doch mehr ist.

Auch wir als Kirche mussten hier lernen. Hier in Wismar hat 1955 der damalige Landessuperintendent Voß notiert, dass dem kirchlichen Leben mit kleineren Kirchengebäuden in den Außenvierteln mehr gedient ist als mit der Wiedergewinnung der Riesenräume von St.Marien und St.Georgen. Angesichts der finanziellen Notlage der Kirche wohl ein verständlicher Standpunkt, aber auch ein Zeichen des beginnenden und sicher teils auch erzwungenen Rückzugs aus der Mitte der Gesellschaft. Später haben wir in den DDR-Kirchen dann aus dieser Not gewissermaßen eine Tugend gemacht. Ich erinnere mich an die Predigt eines in Sachsen sehr bekannten Theologen aus den 80er Jahren. Darin ging es um den Weg der Kirchen in der Zeit der DDR. Da zeigte er uns zuerst ein Foto von der alten Frauenkirche und fragte, sieht jemand hier den Luther? Sie wissen, vor der Frauenkirche – auf der Südseite steht die Lutherstatue Ernst Rietschels. Bei diesem Foto musste man schon sehr genau hinschauen, um vor der monumentalen Frauenkirche den kleinen Luther zu sehen.

Und dann zeigte er uns ein zweites Foto, darauf war die Ruine zu sehen und davor – schon wegen der Perspektive – ganz groß der Luther. Nun sah man auch, dass er mit der einen Hand die Bibel hält und mit der anderen auf ihre aufgeschlagenen Seiten weist.

Seht ihr, sagte der Prediger, das ist es, was mit uns passiert ist. Das große und mächtige Gebäude der Volkskirche mit ihrer Repräsentanz, ihren Privilegien ist eingestürzt. Wir sind weniger, kleiner geworden. Aber gerade dadurch haben wir wieder in den Blick bekommen, worauf es eigentlich ankommt.

Diese Predigt deutet den Weg der Kirche in der DDR als Konzentrationsprozess. Und nicht wenige Kirchenleute haben diese Perspektive geteilt und sich zu eigen gemacht. Kirche wurde als Gemeinde verstanden und Gemeinde als jene, die sich beteiligten und wussten, warum sie zur Stange hielten. Bei diesem Kirchenverständnis passen Großkirchen natürlich nicht mehr wirklich ins Bild. Es reichen, um noch einmal Landessuperintendent Voß zu zitieren, kleinere Kirchengebäude in den Außenvierteln.

Auf dieser Linie kann man – wenn man will – so argumentieren, wie es hier mit Blick auf die Georgenkirche auch schon geschehen ist. Dass die Kirche unter den 50.000 Wismaranern vielleicht 10 Prozent Mitglieder hat und deshalb diese Kirche eigentlich nicht braucht. Nur sollte man sich bei dieser Argumentation vor Augen halten, dass man sich in etwa auf derselben Schiene des reinen Brauchbarkeitsdenkens befindet, das einst mit zum Verlust der Marienkirche und zum Beinahe-Verlust der Georgenkirche geführt hat.

Auch der Weideraufbau der Frauenkirche erschien anfänglich als etwas, was sich mit diesem Kirchenverständnis der DDR-Zeit nur sehr schwer vereinbaren ließ.

Doch wir haben gelernt und es gilt, weiter zu lernen. Auch bei dem sogenannten Nutzungskonzept, um das ja auch in Dresden gerungen wurde. Ganz bewusst hat diese Kirche keine eigene Gemeinde. Denn die zwanzig Prozent der Menschen in Dresden, die einer Kirche angehören, die sind mehr oder weniger beheimatet in einer der vorhandenen Kirchen. Und so war es von Anfang an wichtig, dass diese Kirche vor allem eine offene Kirche sein wollte – für alle. Für Touristen und Dresdner, für Suchende oder schon Nicht-mehr-

Suchende, für Menschen auf dem Weg durch die Stadt, für welche, die bewusst kommen und für Menschen, die zufällig hereinschneien. Nicht Kirche mit Verbindlichkeit, sondern Kirche bei Gelegenheit. Vielleicht ist es für sie ja interessant, dass ich jetzt von meinen Kollegen und meinem Nachfolger dort höre, dass jener Bereich, den man kulturelle Nutzung nennt, die großen Konzerte und ähnliches, finanziell sich am wenigsten trägt und ein Zuschuss-Geschäft ist. Die Mittel, von denen eine solche Großkirche ja leben muss, kommen neben dem Kuppelaufstieg größtenteils – übrigens bei freiem Eintritt – aus der gestalteten Besichtigung, den Andachtskollekten, den vielen kleinen Kirchenmusiken und den Spenden der Besucher. Aber das wirklich nur nebenbei. Wichtiger ist für mich die Überzeugung, dass ein Wiederaufbau auch eine innere Wahrhaftigkeit braucht. Nur dann werden die Konzepte funktionieren, wenn die Menschen angesprochen sind. Und deshalb war mir bei der Dresdner Frauen- Kirche eines immer wichtig: jeder der diese Kirche besucht – egal zu welchem Anlass – soll, wenn er oder sie denn will, etwas mitnehmen können von der besonderen Botschaft dieses Ortes und von dessen Geist.

Ich kenne Ihre Stadt zu wenig und würde es für anmaßend halten, Ihnen Ratschläge zu erteilen. Aber ein paar Anregungen waren es hoffentlich. Vielen Dank.